

Die Generation des Zweiten Vatikanums in Deutschland. Personen, Ereignisse, Nachwirkungen

Joachim Schmiedl ISch

Am 10. Oktober 1962, dem Tag nach seiner Ankunft in Rom, unter dem Eindruck der ersten Begegnungen und Gespräche, schrieb der damalige Münsteraner Weihbischof Heinrich Tenhumberg in sein Tagebuch: „Trotz aller Vorarbeiten ist bei vielen Bischöfen, die vom Konzil Großes erwarten, eine gewisse Besorgnis festzustellen, da weder über die Tagesordnung noch über die vorgesehenen Wahlen der Kommissionsmitglieder näheres bekannt ist. Der ‚Apparat‘, ohne den weder die Kirche insgesamt noch ein Konzil auskommt, ist noch undurchsichtig. Die Meinungsbildung ist noch in vollem Gange, die meisten Schemata liegen noch nicht vor. Es heißt also weiterhin viel beten und hoffen.“

Über dem Konzilsbeginn lag eine große Spannung. Seit der Ankündigung waren wohl fast vier Jahre verstrichen, aber von den Vorbereitungsarbeiten war wenig in die Öffentlichkeit gedrungen.

Eine erste Serie von Schemata war im Sommer 1962 an die Bischöfe versandt worden und hatte bei vielen einen großen Schrecken verursacht. Zu sehr dominierte die römische Schultheologie, zu wenig waren die Fragestellungen der modernen Theologie und gar der gesellschaftlichen Wandlungsprozesse berücksichtigt. Tenhumbergs Befürchtungen sind nicht nur seine eigenen. Er findet sie bei vielen seiner Mitbischöfe. Mit seinen 47 Jahren gehört Tenhumberg zwar zu den jüngeren Konzilsteilnehmern, doch kann er auf Bundesgenossen durchaus auch in der Riege seiner älteren Kollegen hoffen. Er findet sie aber auch in der öffentlichen Meinung in Deutschland. Das Konzil – hoffnungsvoll erwartet –, wurde aber auch mit Bangen beobachtet. Auf welche gesellschaftliche und kirchliche Situation traf es? Welche Personen wurden zu Akteuren des Konzils? Kann man von einer „Konzilsgeneration“ sprechen? Welche Nachwirkungen hatte dieses Ereignis?

Der Kontext des Konzils

Für die Zeitgenossen evident, für uns Nachgeborene eigens zu erhellen sind die Veränderungen, die sich in den Jahrzehnten vor dem Konzil ereigneten. Sie sind unter den Aspekten der Theologie, der innerkirchlichen Veränderungen und der Konfrontation mit der gesellschaftlichen Moderne zu beleuchten. **Der theologiegeschichtliche Horizont:** In der Zwischenkriegszeit ereignete sich jener theologische Aufbruch, dessen Protagonisten die Systembindung der scholastischen Schultheologie überwandten. Durch die Verbreiterung der Quellenbasis, das Aufdecken verschütteter Traditionsstränge und im Dialog mit der zeitgenössischen Philosophie konnten die Verengungen nach und nach abgebaut werden. Aber es war auch am Beginn des Pontifikats Johannes' XXIII. noch keineswegs klar, welche Richtung sich durchsetzen würde. Die „zwei Wege“ der neueren Theologie, wie sie der Bonner Fundamentaltheologe Karl Eschweiler 1926 gezeichnet hatte, hatten zwar im Lauf des 19. und 20. Jahrhunderts mehrfach ihre Bezeichnungen und Richtungen gewechselt, waren aber nach wie vor präsent. In den Auseinandersetzungen um die Besetzung der



Prof. Dr. Joachim Schmiedl ISch, Professor für Kirchengeschichte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule Vallendar

vorbereitenden Konzilskommissionen und die erdrückende Dominanz der Theologen aus römischen Universitäten wirkten die Spannungen der Theologiegeschichte seit der Aufklärung nach. Es gehört zu den großen Leistungen des Konzils, den Graben zwischen ihnen zumindest soweit abgebaut zu haben, dass bei der Verabschiedung das Prinzip der Unanimität zum Zug kommen konnte.

Der kirchengeschichtliche Horizont:

Die Kirche zur Zeit des Zweiten Vatikanums wurde durch das Ende der Sozialgestalt des katholischen Milieus in den mitteleuropäischen Ländern und gleichzeitig durch den endgültigen Übergang zur Weltkirche markiert. Am Vorabend des Zweiten Vatikanums waren die Lebenswirklichkeiten der Katholiken in den einzelnen Ländern sehr verschieden: Die westeuropäischen Länder hatten sich seit der Säkularisation eine neue, effektive kirchliche Struktur gegeben, innerhalb der ein funktionierendes soziales Milieu Angebote für die Begleitung der Katholiken „von der Wiege bis zur Bahre“ anbot. Dieses volkskirchliche Modell wurde modifiziert auch in den angelsächsischen Ländern angewandt. In den fast ausschließlich katholischen Ländern Mittel- und Südamerikas war der beunruhigende Mangel an pastoralen Mitarbeitern verantwortlich dafür, dass große Gruppen der Bevölkerung eine vertiefte Evangelisierung entbehren mussten. Die jungen Kirchen Afrikas und Asiens waren auf der Suche nach einer eigenen Identität; für sie war es erst das Konzil selbst, das entscheidende Impulse zur Emanzipation der Ortskirchen vermittelte. Die Kirchen in den Ländern unter kommunistischem Einfluss bezeugten die fortdauernde Präsenz von Christenverfolgungen; als „Kirche des Schweigens“ hofften sie auf ein baldiges Ende ihrer gesellschaftlichen Marginalisierung.

Der gesellschaftliche und kulturelle Horizont der Moderne: Die Modernisierungsprozesse, wie sie in den Jahren um das Konzil in den westlichen Ländern zum Durchbruch kamen, hatten schon

längst zu einer Erosion des kirchlichen Lebens geführt. In Deutschland war die Teilnahme an der religiösen Praxis nach einem kurzen Hoch in der unmittelbaren Nachkriegszeit seit Mitte der 1950er Jahre kontinuierlich gesunken. Die Zahl der Priester und Ordensleute hatte ihren Höchststand Anfang der 1960er Jahre. Viele Konzilsväter lebten nach Ausweis ihrer Voten zur Vorbereitung der Kirchenversammlung in der Meinung, einige kosmetische Veränderungen in der Kirche würden genügen. Es bedurfte des gemeinsamen Lernprozesses einer dreijährigen Vorbereitungs- und einer ebenso langen Erarbeitungszeit, um die Weltkirche für die Herausforderungen der Moderne zu sensibilisieren. Der langsam voranschreitende und sich während des Konzils beschleunigende Transformationsprozess der Weltgesellschaft wurde den Konzilsvätern erst nach und nach in der Konfrontation mit der öffentlichen Meinung in ihren Heimatländern und im Dialog untereinander bewusst. Nicht nur die Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“ ist ohne diese Wechselwirkung zwischen Konzil und gesellschaftlicher Öffentlichkeit nicht denkbar.

Die Generation des Konzils

Die gestaltenden Kräfte dieser Veränderungen, die sich durch das Konzil und um das Konzil herum abspielten, gingen von Personen aus, welche Merkmale der Generationalität in sich vereinigen. Wenn eine Generation nach Wilhelm Dilthey „einen Kreis [bildet] von Individuen, welche durch Abhängigkeit von denselben Tatsachen und Veränderungen, wie sie im Zeitalter der Empfänglichkeit auftraten, trotz der Verschiedenheit hinzutretender anderer Faktoren zu einem homogenen Ganzen verbunden sind“, dann ist zu fragen, was die Bischöfe und Theologen zur Zeit des Zweiten Vatikanums an Gemeinsamkeiten aufwiesen.

Aus dem deutschen Episkopat nahmen insgesamt 54 Bischöfe am Zweiten Vatikanischen Konzil teil. Darunter waren 24 Diözesanbischöfe und der Bischof der katholischen Ukrainer in Deutschland. Die Mehrzahl der Bischöfe wurde im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts geboren, empfing also die universitäre Prägung in der Aufbruchphase nach dem Ersten Weltkrieg. 17 Bischöfe hatten in Rom studiert, wobei auch hier ein Schwergewicht auf den Jahren 1925 bis 1930 liegt; in diesen Jahren hielten

Ratzinger und Küng stehen für die beiden Möglichkeiten der Konzilsgestaltung: Ratzinger durch seine akribische Arbeit an Textentwürfen, Küng durch die kommunikative Vermittlung von Reformanliegen.

sich zwischen sieben und zehn zukünftige deutsche Konzilsbischöfe zum Studium in Rom auf. So verschieden die Ausbildungen im Einzelnen gewesen sind und so differenziert die Studienfächer sich gestalteten, lassen sich doch generationelle Einflüsse konstatieren. In Deutschland war die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg geprägt von der Liturgischen Bewegung, von einem neuen Sinn für Kirchlichkeit, für Gemeinschaft, für erste Ansätze einer versöhnten Ökumene. Auf weltkirchlicher Ebene charakterisierte das Pontifikat Pius XI. ein Rückgang der modernistischen Phobien, das Bemühen um die Integration der katholischen Kirche in die

internationale Staatengemeinschaft, eine missionarische Initiative zur Stärkung vor allem der asiatischen Ortskirchen sowie eine klare Ablehnung totalitärer politischer Systeme bei gleichzeitigem pragmatischem Umgang mit den jeweiligen Regierungen. Die zukünftigen Konzilsbischöfe nahmen also genau die Impulse auf, die auf dem Zweiten Vatikanum zu einer Öffnung der katholischen Kirche führen sollten.

Ein Generationsprofil der deutschen Konzilsbischöfe bekommt zusätzliche Konturen, wenn man auf das Jahr des Amtsantritts blickt. Lediglich drei (Landersdorfer, Jaeger und Frings) hatten die Herausforderungen durch den Nationalsozialismus, den Weltkrieg und die unmittelbare Nachkriegszeit zu gestalten. Sechs traten in die Verantwortung für ihre Diözesen nach dem Ende des Weltkriegs ein, mit einem Schwerpunkt um die Gründung der Bundesrepublik Deutschland (Bolte, Döpfner, Freundorfer, Schröffer, Leiprecht, Kempf). In die Endphase des Pontifikats Pius' XII. seit der Veröffentlichung der Enzyklika „Humani generis“ (1950) und die Hochphase der Adenauer-Ära fallen die Episkopatsanfänge weiterer neun Bischöfe (Pohlschneider, Wehr, Stangl, Schneider, Spülbeck, Hengsbach, Schäufele, Wittler, Janssen). Fünf Bischöfe (Bensch, Stimpfle, Volk, Höffner, Graber) übernahmen ihre Diözesen unter Johannes XXIII., dann allerdings unter veränderten innenpolitischen Vorzeichen, die sich mit dem Ende der Adenauer-Kanzlerschaft, dem Godesberger Programm der SPD und der dadurch signalisierten Offenheit auch für die Katholiken, aber auch mit dem Mauerbau und der Kuba-Krise als Zeichen des sich verschärfenden Kalten Krieges verbinden.

Ähnliche Profile lassen sich für die deutschen Theologen zeichnen, die auf dem Konzil eine Rolle spielten. Sie lassen sich fast sämtlich den gleichen Alterskohorten und Ausbildungszusammenhängen zuordnen. Zu nennen sind vor allem die Jesuitentheologen Karl Rahner, Otto Semmelroth, Johannes Hirschmann und Friedrich Wulf sowie der Redemptorist Bernhard Häring. Zwei signifikante Ausnahmen sind allerdings zu machen: Die Konzilstheologen Joseph Ratzinger und Hans Küng gehören den Geburtsjahrgängen 1927 und 1928 an. Ihre theologische Ausbildung fiel in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Ausbildung an Gregoriana und Germanicum genoss Hans Küng, während Joseph Ratzinger seine sämtlichen Studien in Deutschland absolvierte. An diesen beiden jüngsten Konzilsperiti wird sichtbar, dass generationelle Prägungen keinen Automatismus in der theologischen Einstellung zur Folge haben müssen. Ratzinger und Küng stehen aber auch für die beiden Möglichkeiten der Konzilsgestaltung: Ratzinger durch seine akribische Arbeit an Textentwürfen, Küng durch die kommunikative Vermittlung von Reformanliegen.

Die deutschen Bischöfe und Theologen, die am Konzil teilgenommen haben, zeichneten sich also von ihrer theologischen und gesellschaftlichen Sozialisation her durch die Fähigkeit aus, auf unterschiedliche Situationen zu reagieren. Sie kannten das Drängen auf Neuerungen und Reformen ebenso wie die Notwendigkeit, an Positionen festzuhalten und sie zu verteidigen. Vielleicht liegt in dieser lebensgeschichtlichen Verwurzelung in einer sich wandelnden pluralistischen Gesellschaft, zu der Deutschland nach der Suchbewegung der Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, den Erfahrungen des Nationalsozialismus und den Diasporaerfahrungen eines zu Ende gehenden katholischen Milieus wurde ein Grund dafür, warum

deutsche Bischöfe einen so großen Einfluss auf ein Konzil ausüben konnten, von dem die Kirche ein „Aggiornamento“ erwartete.

Die deutsche Öffentlichkeit und das Konzil

Ein großer Teil der deutschen Bischöfe und Theologen gehörten auf dem Konzil zu der Mehrheit, die mehr erwartete als eine rasche Bestätigung der von den Vorbereitungskommissionen auf den Weg gebrachten Schemata. Damit konnten sie sich als Sprachrohr einer Teilkirche fühlen, die seit der Ankündigung des Konzils ihre Erwartungen deutlich zum Ausdruck gebracht hatte. Viele Einzelvorschläge verbargen sich hinter einem solchen Panorama an Reformwünschen. Für die mitteleuropäischen Länder war damit ein Programm vorgezeichnet, das in den katholischen und säkularen Presseorganen im Vorfeld des Konzils und während der Sitzungsperioden als Folie für die Konzilsväter dienen konnte. Mit der Formulierung dieser Erwartungen war eine Agenda gezeichnet, die bis heute nicht abgearbeitet ist, sich aber auch nicht in allen Teilen erledigt hat. Die Euphorie der Presseberichterstattung über das Konzil war denn auch bald verflogen. Es zeigte sich, dass die Dynamik einer über 2000 Personen zählenden Versammlung anders und langsamer läuft als die „Beschleunigung der Zeit“, wie ein von Johannes XXIII. zitiertes Wort des französischen Philosophen Francois Mauriac lautete. Die Enttäuschung darüber, dass nach dem Ende der ersten Sessio kein einziges Schema zur Verabschiedung reif war, konnte noch weggesteckt werden. Doch spätestens nach der dritten Sessio im Herbst 1964 gingen die Erwartungen der öffentlichen Meinung über die Konzilsbeschlüsse hinaus.

Erfüllte Erwartungen?

Haben sich diese Erwartungen erfüllt? In ihrem Hirten Schreiben nach dem Konzil betonten die deutschen Bischöfe, zur Lösung der von der Kirchenversammlung angemahnten Reformen sei „ein jahrelanger organischer Wachstumsprozeß nötig“. Mindestens die ersten Jahre waren jedoch eher von turbulenten Suchbewegungen gekennzeichnet. Sie fanden ihren Höhepunkt im Essener Katholikentag von 1968, wenige Wochen nach der Publikation der Enzyklika „Humanae vitae“. Der Essener Katholikentag stand im Kontext der Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils. Dessen Pastoralität zeigte sich gerade in der Anwendungsoffenheit der Beschlüsse. Bereits während des Konzils und verstärkt in den Jahren danach führte freilich diese Anlage des Konzils zu großen Spannungen. Vielleicht das erste Mal in der Geschichte musste die katholische Kirche mit ihrer eigenen Pluralität fertig werden. Auf ganz unterschiedlichen Ebenen und in sehr differenzierten Themenbereichen spielte sich dieser Rezeptionsprozess ab. *Liturgiereform:* Für die Gläubigen am deutlichsten sichtbar waren die Veränderungen in der Liturgie. Bereits nach der Verabschiedung der Liturgie-Konstitution war ein Rat zur Umsetzung der Beschlüsse eingesetzt worden. Eine langsame Reform war aber kaum möglich. Experimente in der Gestalt der Eucharistiefeier, der Verwendung der Muttersprache, bei der Feier der Sakramente und Sakramentalien, neue Übersetzungen der liturgischen Texte und Studienausgaben von Lektionaren, Messbüchern und Liedsammlungen ließen die Liturgie der Jahre nach dem Konzil zu einem Spiegelbild der gesamten kirchlichen Situation werden: Alles

schien in Veränderung zu sein. Doch wie Liturgie „in der Welt von heute“ auszusehen habe, war unklar. Liturgie als „Vollzug der Gemeinde“ stand dem sakramentalen Mysterium gegenüber. Erst allmählich wuchs wieder der Sinn für die Unterscheidung von Heiligem und Profanem.

Theologie, Exegese, „Kurzformeln“ des Glaubens: Schwieriger, weil die Fundamente des Glaubens berührend, stellte sich die Rezeption der Ergebnisse der wissenschaftlichen Theologie, besonders der Exegese, dar. Hier stand die katholische Theologie vor der Aufgabe, ihren durch jahrzehntelange Ghettoisierung verursachten Rückstand in wenigen Jahren aufzuholen und in Schule, Katechese und Predigt zu vermitteln. Die bereits auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil offenkundig gewordene Interdependenz von Theologie und Öffentlichkeit setzte sich auch danach fort. Die Diskussion von Forschungsergebnissen in öffentlichen Vorträgen und vor allem in den Medien verbreiterte das Wissen über den Glauben und führte gleichzeitig zu Verunsicherungen.

Die historisch-kritische Methode wurde nach dem Konzil auch auf katholischer Seite offen aufgenommen. In den 1960er Jahren war die Auseinandersetzung mit der von Rudolf Bultmann seit 1941 betriebenen Debatte um die „Entmythologisierung“ der Bibel in vollem Gang. Doch ging es nun jenseits der Fachgrenzen um die Weitervermittlung. Die „Wende in der katholischen Bibelkatechetik“, die vor allem von Günter Stachel forciert wurde, bedeutete, dass Ergebnisse der kritischen Exegese maßvoll in den Unterricht übernommen werden sollten. Die Zweigleisigkeit zwischen Wissenschaft und Religionspädagogik sollte aufgehoben werden. In der Tat füllten Glaubensfragen die Spalten katholischer Zeitschriften nach dem

Konzil in beeindruckender Weise. Fast immer jedoch schienen dadurch die Fundamente des Glaubens ins Wanken gebracht zu werden.

Priester und Laien, Verbände und Räte: Die theologisch gewonnenen Positionen spiegelten sich auch in einer innerkirchlichen Pluralisierung wider. Der Verbandskatholizismus verlor in den 1960er Jahren seinen früheren Stellenwert. Neue Stichworte wie „christliche Mündigkeit“, „Engagement der Laien“, „Demokratisierung in der Kirche“ kamen auf. Sie wurden konkret im Kontext der auf Pfarrei- und Diözesanebene neu entstehenden Räte. Scheinbar veraltete Begriffe wie „Hierarchie“, „ordo“ und „Laie“ sollten abgeschafft werden und einem Miteinander in funktionaler Arbeitsteilung Platz machen. Selbstverständlich wurde die Forderung erhoben, alle sollten bei der Bestellung von Bischöfen mitwirken können. Dies stieß in Rom nicht auf Zustimmung. In diesem Ringen um den rechten Platz der verschiedenen Teilgruppen in der Kirche hatten die Priester der Nachkonzilszeit ihre bisherige Führungsposition verloren. Sie, die bisher wesentlich zum Zusammenhalt des katholischen Milieus beigetragen hatten, waren selbst in eine umfassende Identitätskrise geraten. „Aktionsgemeinschaften“ und „Solidargruppen“ unter Beteiligung von (amtierenden und ehemaligen) Priestern und Laien machten deutlich, dass die Plausibilität des Zölibats nicht mehr ohne weiteres gegeben war. Das Vorbild des niederländischen Pastorkonzils, auf dem eine Entschließung die Trennung von Priesteramt und Zölibat gefordert hatte, wirkte nach Deutschland hinüber. In diesen Jahren gaben viele ihr Amt auf, wollten aber gleichzeitig weiter in der Kirche tätig sein. Diese Konflikte wurden nicht mehr nur innerkirchlich ausgetragen, sondern teilweise bewusst

im Licht und mit Unterstützung der öffentlichen Meinung.

Ökumene: Am Zweiten Vatikanischen Konzil hatten das erste Mal Beobachter aus den anderen christlichen Konfessionen teilgenommen. Obwohl sie nicht direkt an der Erarbeitung der Texte beteiligt waren, hatte doch allein ihre Anwesenheit zu einer größeren Sensibilität für die theologischen Anliegen der Kirchen der Orthodoxie und Reformation beigetragen. Die behutsame Arbeit des Sekretariats Bea ließ auch im Mutterland der Reformation des 16. Jahrhunderts die Sehnsucht aufkommen, es näherte sich eine in absehbarer Zeit zu erreichende Wiedervereinigung der Konfessionen. Diese in den Nachkonzilsjahren euphorisch empfundene Erwartung wurde genährt durch Denkschriften und ökumenische Direktorien, durch die Einigung auf eine gemeinsame Übersetzung des Vaterunser, durch Spekulationen über die baldige Möglichkeit der gegenseitigen Teilnahme am Abendmahl (Interkommunion). Besonders brisant stellte sich die ökumenische Situation in Bezug auf die Mischehen dar. *Ehe und Familie, Kirche und Sexualität:* Es waren jedoch in erster Linie die Auseinandersetzungen um Sexualität und Empfängnisregelung, die zu einer Entfremdung zwischen den bis dahin das katholische Milieu tragenden Mitgliedern der Kerngemeinden und den Kirchenleitungen führten. Zu kontroversen Haltungen kam es dabei unter anderem in der Frage der sexuellen Aufklärung der Kinder und Jugendlichen im Schulunterricht. Symbol des Anstoßes war der von der sozialdemokratischen Familienministerin Käthe Strobel verantwortete „Sexualkunde-Atlas“. Doch die Wogen schlugen vor allem hoch, als am 25. Juli 1968 die Enzyklika „Humanae vitae“ veröffentlicht wurde. Es ist hier nicht der Ort, auf die inhalt-

Zu den Moderatoren des Konzils gehörte der Erzbischof von München, Julius Kardinal Döpfner (rechts). Neben ihm (v. r.) Kardinal Lecaro, Bologna, und Kurienkardinal Agagianian (nicht im

Bild der vierte Moderator Kardinal Suenens, Brüssel). Im Hintergrund ein Teil des zwölfköpfigen Präsidiums, das über die Geschäftsordnung wachte

lichen Aspekte dieses Rundschreibens einzugehen. Die Enzyklika „Humanae vitae“, die sich in ihrem Urteil über die sittliche Erlaubtheit der künstlichen Empfängnisregelung auf das Minderheitenvotum der päpstlichen Kommission stützte, stand im Gegensatz zum gesellschaftlichen Mainstream, der die „sexuelle Revolution“ propagierte. Wenn überhaupt ein Datum namhaft gemacht werden kann, welches das Ende des katholischen Milieus einläutete, gleichzeitig aber zur Entstehung neuer – progressiver oder konservativer – Teilmilieus führte, dann ist es das Erscheinen von „Humanae vitae“ am 25. Juli 1968. Für die Konzilsgeneration bedeutet dieses Datum auch das Ende einer Aufbruchsstimmung, die sie ein Jahrzehnt getragen hatte.

Schlussgedanken

Ich möchte schließen mit einem weiteren Zitat aus dem Konzilstagebuch des Münsteraner Bischofs Heinrich Tenhumberg. Am 08. Dezember 1965 schrieb er: „So hatte denn heute das großartige Ereignis des Zweiten Vatikanischen Konzils sein Ende gefunden, um zugleich mit der Phase seiner Verwirklichung zu beginnen. [...] Offensichtlich war die letzte Session des Konzils auch in besonderer Weise vom Beistand des Hl. Geistes geleitet. Wie der Anfang des Konzils, stand auch das Ende unter dem besonderen Schutz der Gottesmutter. Man wird in späteren Jahren und Jahrzehnten einmal feststellen, daß die marianische Prägung des Konzils von einer außerordentlichen Tiefe und Eindringlichkeit gewesen ist. Oberflächliche Blicke mögen das heute noch nicht erkennen. Aber ohne diese marianische Prägung, ohne diese marianische Note, ohne diesen marianischen Akzent oder noch besser: ohne diese ganze umfassende marianische Spiritualität werden die kommenden Entwicklungen der Kirche gar nicht begriffen werden können. Sie sind eben in den Dokumenten dieses Konzils, mehr noch in der ganzen Phase moderner Kirchengeschichte, durch den Hl. Geist niedergelegt.“

Mit dem Hinweis auf die marianische Prägung des Konzils, die während der Diskussion durchaus kontrovers gesehen wurde, will Tenhumberg nicht nur dem Datum des Konzilsschlusses Tribut zollen. Die von Tenhumberg angesprochene Bedeutung Marias fand ihre theologische Ausarbeitung in der von Hans Urs von Balthasar stammenden Unterscheidung zwischen dem marianischen und dem petrinischen Prinzip in der Kirche. Mehr als 30 Jahre nach dem Ende des Konzils griff Papst Johannes Paul II. darauf zurück. Pfingsten 1998 sagte er, dass Hierarchie und Charisma, Petrus und Maria, gleich wesentlich sind für das Verständnis des Wesens der Kirche. Damit bekommen die vom Geist gewirkten Aufbrüche innerhalb der Kirche eine theologische Qualität. Das Konzil ist und bleibt in diesem Sinn ein „Ereignis“, das über die Diskussionen und verabschiedeten Konstitutionen, Dekrete und Erklärungen hinausgeht. Es ist Signum einer Epoche, in der die Kirche sich auf den Weg gemacht hat, biblisch gesprochen wie Maria in der Erwartung auf den Weg zu Elisabeth. Doch mit dem Ende des Konzils war die „Schwangerschaft“ der Kirche nicht abgeschlossen. Vielleicht ist es deshalb gerade der Beitrag der Konzilsgeneration zur Zukunft der Kirche, die Unruhe und Erwartung, die Sehnsucht und Unzufriedenheit, oder um es mit den Anfangsworten der Pastoralkonstitution zu sagen, „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen“ wach zu halten. □